



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

S., J.: Nicolaus Lenau.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

einflußreichste Kunstinstitut Leipzigs begrüßt. Die Stadt selbst schließt mehr als manche andere materielle und geistige Mittel genug in sich, um der Kunst eine Heimath zu geben; dies sehen wir aus Manchem, was in ältern Familienhäusern noch aus der Wirkungszeit der Deser und Graff übrig geblieben ist, von dem aber leider zu viel bis jetzt ungeschätzt und ungekannt verborgen gewesen. Gerade die neueste Zeit indeß, die so Vieles zerstört hat, gibt uns Hoffnung für ein neues thatkräftiges Aufleben der Kunst: wünschen wir, daß dann Leipzig in Bezug auf dieselbe den Standpunkt wirklich und in der That einnehmen möge, den es so lange schon grundlos und ohne Recht einzunehmen glaubt oder wünscht.

Nicolaus Lenau.

Der Dichter ist nicht mehr. Die unheimliche Nacht, die sich mit düstern Schatten über sein Dasein gebreitet hatte, hat mit seinem Leben zugleich geendet. Wohl ihm, daß es vorüber ist.

Und doch erfüllt uns dieser Tod mit Wehmuth. Lenau steht nicht allein. Es lastet auf unsern Dichtern ein böses Verhängniß; je tiefer ihr Gefühl, desto düsterer die Welt ihrer Vorstellungen, desto scheuer ihr Blick in das Chaos einer werdenden Zeit, die ohne zuversichtliche Richtung, ohne das leuchtende Bild eines festen Glaubens, in wüster Brandung hin und wieder braust, die Phantastie irrt, das Gemüth beunruhigt. Wie viel dabei auf die Rechnung des Einzelnen kommen mag, mehr oder minder findet sich dieser Grundton der Schwermuth doch in all unserer Poesie. Lenau selber hat diesen Grundton schön und wahr charakterisirt.

Woher der düstre Amuth unsrer Zeit,
Der Groll, die Eile, die Zerrissenheit? —
Das Sterben in der Dämmerung ist schuld
An dieser freudenarmen Ungeduld.
Herb ist's, das langersehnte Licht nicht schauen,
Zu Grabe gehn in seinem Morgengrauen.
Und müssen wir vor Tag zu Asche sinken,
Mit heißen Wünschen, unvergoltnen Duaaen, — —

so bleibt uns der einzige Trost, daß eine glücklichere Nachwelt, die den Ausgang jenes großen Kampfes unserer Zeit übersteht und seiner Früchte sich erfreut, in ihrer höhern Anschauung das Bild ergänzen wird, das in unserm eignen Gemüth unvollständig, zerstückelt, räthselhaft und unbefriedigend aussteht; es bleibt uns der Trost, daß schon früher, in Uebergangszeiten ähnlicher Art, die edelsten Herzen in zwecklosem Kampf verblutet haben, und daß die Menschheit aus diesen Schmerzen gestählt und mit neuer Lebenshoffnung hervorgegangen ist.

Getheiltes Loos mit längstentschwundenen Streitern
 Wird für die Nachwelt unsre Brust erweitern,
 Daß wir im Unglück uns prophetisch freuen,
 Und Kampf und Schmerz, sieglosen Tod nicht scheuen.
 So wird dereinst in viel beglücktern Tagen
 Die Nachwelt auch nach unserm Leide fragen. — —

In den halbgeschichtlichen Bildern, aus denen der Dichter ein Lied gemacht hat — Faust, Savanarola, den Albigenfern — ist es die Empfindung der eignen Contraste, aus welcher die mehr zehrende als wärmende Gluth seiner Farben, das Springende, Fieberhafte seiner Vorstellungen hervorgeht. Daher diese Energie des Hasses, in welchem schon zuweilen das dumpfe Grollen des Wahnsinns sich vernehmlich macht. In dem „Nachtgesang“, der die „Albigenfer“ einleitet, kommt er auf die seltsame Phantasie der Chinesen, die einen Tigergeist zum Hüter ihrer Wohnung bestellen. In dieser Phantasie verliert er sich in den wildesten Gedankensprüngen.

O wäre solch' ein Tiger mir Genosse,
 Mit Geisterkrallen, unsichtbarem Rachen
 Mir den Gedankenheerd treu zu bewachen,
 Den Einbruch wehrend meinem Feindestroffe!
 Wenn mein einsames Herz Gedanken hämmert,
 Daß ich die Welt und ihren Gram vergesse,
 Wenn mir an seiner hellen Feueresse
 Die Morgengluth des heil'gen Sabbaths dämmert,
 O Tiger! dann bewache meine Schranken, u. s. w. . . .

— — Wenn Erdenwünsche kommen, mich zu locken,
 So spring sie an, daß sie entfliehn erschrocken!
 Und kommen klagende Erinnerungen,
 Ermorde sie, bevor sie eingedrungen!
 Auf eine aber stürze dich vor allen,
 Zerreiße schnell mit deinen scharfen Krallen,
 Verschling auf immer du in deinem Rachen
 Ein Frauenbild, das mich will weinen machen! — u. s. w.

— — O Welt! aus allen Wüsten möcht' ich holen
 Die Tigergeister dir zu Apostolen! — —
 Wohin ließ ich von meinem Haß mich führen!
 Ich wünschte mir den Tiger zum Genossen,
 Schon ist in meinem Geist sein Hauch zu spüren,
 Und durch mein Herz sein wildes Blut ergossen!

Welt Schmerztleder, Coquetterie mit den Wunden, welche die seelenlose und entgötterte Welt dem einsamen Herzen geschlagen, Anklagen gegen den Himmel, Anklagen gegen die Ungemüthlichkeit des Gedankens, der den Himmel verzehrt hat — das Alles tischen uns unsere modernen Dichter mehr als zur Genüge

auf. Aber man fühlt sehr bald heraus, wo die Eitelkeit ein leeres, frivoles Spiel mit der tragischen Maske treibt, und wo es die Tiefe eines franken, aber wahren Gefühls ist, die sich in sich selber verliert. Bei Lenau war die später eintretende, äußerliche, schreckliche Bestätigung nicht nöthig, für die Wahrheit seiner Schmerzen ein Zeugniß abzulegen. Lenau hat nicht gefändelt mit seinen Zweifeln, er hat sich nicht wohlgefallen in dem ironischen Bewußtsein von der Verkehrtheit der Welt; er hat mit ernstem Ringen nach dem Halt gestrebt, der ihn über den Wirbel seiner eignen Gedanken erheben sollte, aber seine Hand war zu schwach, ihn zu fassen. Was ihm selber nicht gefrommt, können wir uns aneignen:

Nicht meint das Lied auf Tode abzulenken
Den Haß von solchen, die uns heute kränken;
Doch vor den Schwächern, spätgezeugten Kindern
Des Nachtgeists wird die scheue Furcht sich mindern,
Wenn ihn die Schumpfgestalten der Despoten
Vergleicht mit Innocenz, dem großen Todten,
Der doch der Menschheit Herz nicht still gezwungen,
Und den Gedanken nicht hinabgerungen.

Und worin liegt das Wesen jenes geistigen Kampfes, der alle Fibern unserer Zeit ergreift, und sie in unruhiger, krankhafter Bewegung erhält? — Was jene Rezer, die Albigenfer, Savanarola u. s. w., in dunklem Ahnen erstrebten, was die Lieblingsgestalt unserer deutschen Poesie, jener räthselhafte Schwarzkünstler, weil er an der eigenen Kraft verzweifelte, in unheiligem Bunde suchte — das ist jetzt zu dem leitenden Problem geworden, von welchem nicht nur die hervorragenden Denker und Dichter getroffen werden, das sich in den einfachsten Angelegenheiten des Tages aufdrängt, das stärker oder schwächer in jedem Herzen vibriert.

Das Problem liegt darin, die Ordnung der Welt, die man sonst im Himmel suchte und an ihn kniufte, in ihr selber wiederzufinden; die Postulate der reinen Vernunft, wie es Kant ausdrückte, d. h. die Wahrheit jener überirdischen Hoffnungen, ohne welche das Herz die Welt nicht begreift, und die doch der Verstand widerlegt, entbehren zu können; den Tempel des Glaubens, ohne den der Sohn des Staubes sich als ein zweckloses Atom der Schöpfung verlieren muß, als Werk der eignen Hände aufzurichten.

Die Wissenschaft verfolgt das Ziel — die Autonomie der Welt — mit unablässiger Anstrengung, die niemals schmerzt, weil sie die Empfindung außerm Spiel läßt. Das sittliche Leben im Großen und Ganzen strebt, schwankend und häufig geirrt, häufig ermüdet, demselben Ziele nach; es ist mit seinen endlichen, einzelnen Wünschen zu sehr beschäftigt, um den Verlust seines bisherigen Schwerpunktes in einer Totalempfindung zu concentriren. Aber die Dichtung, der Krystall, in dem alle Farben der Welt reflectiren, nimmt den ganzen, schreienden Contrast in

sich auf; gerade weil ihr Wesen und Beruf die Harmonie ist, klingt die Dissonanz am grellsten nach.

Wie krankhaft all unsere moderne Poesie ist, wird die Nachwelt noch lebhafter empfinden, als wir, an deren eigenem Innern sie zehrt. Wir selber kommen schon allmählig dahinter, daß häufig genug, was wir als die höchste Blüthe unserer Kunst verehren, der herbste Ausdruck unserer Verkehrtheit ist. Aber indem die Nachwelt, was wir erstrebt und geschaffen haben, im Großen und Ganzen überblickt, wird sie milder in ihrem Urtheil gegen das Einzelne sein; denn sie weiß die Lösung jener Dissonanzen, die wir noch jedesmal als letztes Resultat empfinden.

Die lyrische Poesie, weil sie der subjectivste Ausdruck unsers Empfindens ist, muß das Gepräge der Zeit am deutlichsten tragen; die eigentlich objectiven Gebiete der Dichtkunst, namentlich das Drama, werden sich nicht ganz aus dem Gebiet der Lyrik entwenden können: je mehr sie sich ihm entwenden, desto freier wird in ihnen das Gedicht von der Färbung der Zeit. — Lenau ist ganz lyrisch, obgleich er in *Savanarola* und den *Albigensern* einen epischen, in *Faust* einen dramatischen Anlauf nimmt. Unter den Lyrikern seit *Goethe* und *Schiller* nimmt er aber, was die Intensivität des Empfindens betrifft, die höchste Stelle ein.

Mit *Goethe* und *Schiller* erreichte die erste Periode unserer Lyrik ihren Abschluß. Die schönsten ihrer Lieder sind der Ausdruck reiner Menschlichkeit, wenn auch in der subjectiven Form der Sehnsucht. Die modernen Lyriker — *Uhland*, *Heine*, *Rückert*, *Anastafius Grün*, *Herwegh*, *Freiligrath* u. s. w. haben sich in endlichen Beziehungen verloren. Sie sind in ihrer Zeit sämmtlich überschätzt worden, weil sie mit großer Energie eine endliche Stimmung, die in einem Augenblick die herrschende war, anschlugen und wiederholten. *Uhland's* zierliche Genrebilder, und *Arabesken*, mit der stehenden mild elegischen Färbung, *Heine's* *Wib*, der ganz gegen seine Natur mit Empfindungen spielt, anstatt mit Vorstellungen, *Rückert's* und *Freiligrath's* reicher Sinn für Melodie und Formen, der vergebens nach einem Inhalt sucht, *Herwegh's* rhetorisches Pathos, das trotz des gewaltsamen Anlaufs nicht weiter kommt, weil es von einem Dogma, nicht von einer Anschauung ausgeht; *Grün's* lebhafteste Reflexion, die niemals den Grundton der Stimmung und die Plastik des Bildes festhält — das alles sind bloße Tendenzen. Seit den Göttern Griechenlands und der Braut von *Korinth* ist in Deutschland kein Gedicht von Bedeutung, innerer Nothwendigkeit und künstlerischer Vollendung geschrieben worden. Auch *Lenau* ist weit entfernt, ein Künstler in der vollen Bedeutung des Worts zu sein. Wie bei allen österreichischen Dichtern, drängt sich ihm von Außen her eine chaotische Form von Vorstellungen auf, über die er nicht Herr werden kann. Sein Denken und Fühlen hat sich nicht organisch aus seinem Volk entwickelt, es ist im Contrast mit ihm; daher sind seine Formen herb, ungeschickt, roh, häufig barock. Seine Verse sind *Provincialismen*, wenn auch weniger als

bei seinen übrigen Landsleuten. Aber was ihn von allen unterscheidet, ist jene unmittelbare Kraft der Seele, die zwar zu unbehülflich ist, sich eine Form zu geben, die aber überall durchscheint. Er hat nicht gedichtet, um Gedichte zu machen, nach diesem oder jenem Schema, sondern weil ein innerer, gewaltiger Drang ihn trieb, jener mystische Tigergeist, der ihn quälte, bis er seine Qualen aussprach. Man vergleiche die wilden Empfindungen, die in seinen ungeschickten Bildern zuken, mit jenem bunten, geschulten, aber hohlen Pathos, das sich in Herwegh ausspricht. Als Herwegh seine Freischaaren gegen die deutsche Grenze führte, und das Gesindel sich obdachlos auf dem Markt tummelte, fand ihn ein Freund im Schlafrock auf dem Sopha, den Don Quixote lesend. „Das ist doch das einzige vernünftige Buch auf der Welt!“ meinte er. — Diese bequemen Worte haben mir schon, ehe sie gesprochen, in den Ohren geklungen, wenn ich im Rausch von 1840 seine Aufforderungen, die Kreuze aus der Erde zu reißen, seine Vergleichen der deutschen Eichen mit grünen Fragezeichen der Freiheit, seine Reime auf französische Refrains, vive la république und allons enfans vernahm. — Lenau's Gefühl hat tiefer gewurzelt. Der Bruch seiner Zeit ist ihm nicht ein Spiel des Wizes gewesen, wie Heine und Herwegh; er ist an ihm zu Grunde gegangen. — Möge die geistige Kraft, die er entwickelt, und durch die er unser Denken und Empfinden befruchtet hat, uns trösten über den ersten Eindruck, den sein Schicksal machen muß.

J. S.

Ein Anachronismus.

Aus Prag.

Die böhmische Bergpartei ist jüngst durch einen Zug verstärkt worden, welcher, so hoffen sie zu Wien, dem Volke alles Freiheitsgellüste im Wege der Exorcisation in kürzester Frist aus dem Leibe jagen soll. Bedeutend unterscheiden sich die böhmischen Montagnards von den Männern des Berges zu Paris, dort ist der Berg von Holz, hier aber thront die Uebermacht des regelmäßigen Ausnahmezustandes auf dem Felsenberge des Gradschin; auf dem Prager Schloß, dem ominosen, wird die Freiheit in das Zwangskamisol gesteckt, mit Wasser und Brod tractirt, gestockprügelt und durch soldatisches Bramarbasiren terrorisirt.

Der Soldatenherrschaft von Gottes Gnaden hat sich nun auch das geistliche Primat, der neu ernannte Erzbischof Fürst Friedrich Schwarzenberg oben auf dem Gradschin beigeordnet. Die militia militans und die ecclesia militans reichen sich die Hand zum Schutz- und Trutzbündniß gegen die neue Zeit. Während die letztere bemüht sein wird, die Freiheitsidee durch apriorische Verfinsternung zu bannen, wird die erstere beflissen sein, durch aposteriorische Argumente ad hominem wacker Grenzboten. III. 1850.